



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Jentsch, Carl: Kirche und Staat in Frankreich. 2

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Auch aus dieser Steigerung schließt die erwähnte Statistik mit Recht, daß die Wohlhabenheit der preußischen Bevölkerung in der Zunahme begriffen ist.

Schließlich ist festzustellen, daß das gesamte Veranlagungsoll der Einkommen- und Ergänzungssteuer 318 981 737,40 (290 233 053,20) Mark oder auf den Kopf der Bevölkerung 8,39 (7,75) Mark beträgt, das gesamte Erhebungsoll 315 615 895,40 (287 371 178,20) Mark oder auf den Kopf der Bevölkerung 8,30 (7,67) Mark.



## Kirche und Staat in Frankreich

Von Carl Jentsch

2



Am grellsten tritt die geistige Rückständigkeit des französischen Katholizismus in den Seminarien hervor, in denen die künftigen Priester herangebildet werden. Knabenseminare gibt es auch in Deutschland, in Preußen, aber ihre Pfleglinge besuchen ein vom Staate anerkanntes und nach seinen Vorschriften eingerichtetes, unter seiner Aufsicht stehendes Gymnasium. Die französischen petits séminaires dagegen liefern nicht bloß die Verpflegung und die Hauszucht sondern auch den Unterricht, und was für einen Unterricht! „Die Wahl der Lehrer hängt ausschließlich vom Belieben der Bischöfe ab. Manche Bischöfe ziehen solche vor, die an der Universität promoviert haben; andre huldigen nicht »dem Fetischismus der Grade« und verwandeln mit einer Handbewegung einen Seminaristen in einen Professor. Wie es dabei zugeht, davon gibt die folgende Anekdote einen Begriff. Ein Seminardirektor sagt einem jungen Kleriker: »Sie werden den Unterricht in der Mathematik übernehmen.« — »Ich? Ich verstehe ja nichts von Mathematik.« — »Sie müssen sie eben lernen.« — »Aber ich habe nicht die geringste Anlage dafür, bringe zur Not ein Additionsexempel zustande.« — »Gott wird Ihnen die für Ihren Beruf erforderliche Gabe verleihen, und der Gehorsam wird das übrige tun.« Für den Unterricht und die Erziehung in den Priesterseminarien (grands séminaires) gelten die Grundsätze, die der italienische Jesuit Zocchi in einem in Frankreich viel benutzten Handbuche aufgestellt hat: »Wer den Geist des Apostolats in sich aufnehmen will, der muß seine verdorbne Natur unters Joch zwingen und womöglich austrotten. Die Aspiranten ans Priestertum müssen deshalb mit einer klugen aber unbeugsamen Disziplin der Autorität unterworfen werden, die der Zeitströmung, der aufreizenden Diskutier- und Kritifiersucht, dem Geiste der Unabhängigkeit, der Anmaßung und des Hochmuts nicht das mindeste Zugeständnis macht. Mit einer Hand von Eisen, die die Umklammerung keinen Augenblick lockert, müssen sie unter dem Joch festgehalten

werden. Wenn der Direktor die liberalen Ideen mit der gehörigen Entschiedenheit bekämpft, können solche, wo sie vorhanden sind, auf die Dauer nicht verheimlicht werden; der davon Angesteckte wird entweder austreten, oder sein Wille wird gebrochen werden. An die Universität dürfen nur so viel Zöglinge geschickt werden, wie schlechterdings notwendig ist — nicht einer mehr; man darf sie nur so lange, als unbedingt gefordert wird, dort lassen, nicht eine Minute länger.« Der Unterricht in der Theologie beschränkt sich demgemäß auf das Einpaufen und Wiederkäuen alter Schmöcker und auf das Verdammen aller Ansichten, die den kirchlich approbierten entgegengesetzt sind. Der so ausgebildete Kleriker hat keine Kenntnis von dem geistigen Leben der Gegenwart, keine Fühlung mit ihm, ist unfähig, auf moderne Menschen, auf die heutige Wirklichkeit einzuwirken. Und weil er diese Welt nicht versteht, verdammt er sie. Die von Klerikern geleiteten Blättchen finden, daß ganz Frankreich in Grund und Boden verderbt sei, daß es nichts darin gebe, was taugte; sogar die Legitimisten taugen nichts. Am 4. Juni 1871 schrieb ein solches Blättchen (*Dimanche des familles*): »Sodom, Gomorrha, Babylon, Jerusalem sind zur Strafe für ihre Verbrechen untergegangen. Aber wenigstens hat sich Gott, sozusagen, die Mühe genommen, sie selbst zu zerstören. Paris hat er nur im Anfang des Krieges noch seines Blickes gewürdigt, hat es mit einem eisernen Preußenringe eingeschlossen und gepeinigt. Dann hat er sich abgewandt. Und da hat sich denn Paris gleich einem tobsüchtigen Narren selbst den Bauch aufgeschnitten und seine Eingeweide unreinen Hunden zum Fraß vorgeworfen.« Machen wir hier halt, schreibt Desdèvises, denn wir stehn hier an der Grenze, jenseits deren die Einfalt in Raserei umschlägt, und wir haben versprochen, sie nicht zu überschreiten.« Desdèvises folgt in Sprache und Darstellung den klassischen Mustern der besten Zeit der französischen Literatur und hält sich auch in der Polemik frei von allem, was nur im entferntesten an Rohheit und Gemeinheit erinnern könnte. Das Kapitel, worin er diese Sämmellichkeiten erzählt, hat er *Les Attardés et les Violents* überschrieben.

War die Darstellung des katholischen Geistes insofern leicht, als er ein einheitlicher Geist ist, so hat es der Verfasser, wenn er sich den Gegnern zuwendet, mit einem Chaos zu tun. Um dieses einigermaßen zu bewältigen, teilt er es in die drei Gruppen: *Les dissidents, les adversaires, les ennemis*. Mit den Dissidenten meint er die Protestanten, die Juden und die Katholiken, die der Kirche den Rücken gekehrt haben, ohne sich weiter um sie zu kümmern. Von den zuerst genannten schreibt er: „Eine rührige und charaktervolle (*sérieuse*) Minderheit, in Intelligenz und Sittlichkeit über dem Durchschnitt der Nation stehend, zählen die Protestanten des neunzehnten Jahrhunderts zu den unterrichtetsten, arbeitsamsten und rechtschaffensten Söhnen des Vaterlands; sie haben sich im allgemeinen als begeisterte Vorkämpfer des Rechts und der Freiheit bewährt.“ Er berichtet über die Streitigkeiten zwischen den Orthodoxen und den Liberalen. Diese erfreuen sich der Mehrheit und haben sich im Oktober 1906

in Jarnac auf ein Programm geeinigt, das von manchen deutschen Theologen als liberal nicht anerkannt werden würde, denn es bekennt sich zum Glauben en Jésus-Christ, le fils du Dieu vivant, don suprême du Père à l'humanité souffrante et pécheresse, le Sauveur qui, par sa vie sainte, son enseignement, sa mort sur la croix, sa résurrection et son action permanente sur les âmes et dans le monde, sauve parfaitement tous ceux qui, par lui, s'unissent à Dieu. Doch proklamiert die Versammlung das Recht und die Pflicht, nach den Regeln der wissenschaftlichen Methode frei zu forschen (de pratiquer le libre examen) und an der Versöhnung des modernen Denkens mit dem Evangelium zu arbeiten. Die unkirchlichen Denker sind größtenteils erklärte Kirchenfeinde geworden. Der Hegelsche Pantheismus hat teils dem Mode gewordenen Monismus teils einer Humanitätsphilosophie Platz gemacht, die sich als Religion gebärdet. Die verbündeten Sozialisten und Freidenker, schreibt ein Apostel dieser Philosophie, „werden die Religion der Menschheit und den Kult der Arbeit organisieren. Ihre Kirchen werden die Volkspaläste sein, die Werkstätten, in denen Rohstoffe für den Gebrauch tauglich gemacht werden, kolossale und prachtvolle Theater, in denen vor einer ungeheuern Menge die ruhmvollen Ereignisse der Weltgeschichte, die Großtaten unsrer Gattung verherrlicht werden. Ihre Heiligen werden die typischen Vertreter der nützlichen Arbeit sein. Ihre Hymnen werden keine Ähnlichkeit haben mit dem Dies irae oder dem Te Deum, sondern die Korporationen, die Berufsstände, die Taten der Helden und die Leiden obfkurer unterdrückter Demokraten verherrlichen. Daneben kann ein bürgerlicher Ritus eingerichtet werden von der Art, wie ihn der göttliche Robespierre versuchte. Die Evangelien werden durch Romane ersetzt.“ Man malt, fährt Desdevijes fort, eine ideale Menschheit, die an die Stelle der Gottheit tritt. Das Volk schwingt sich zwar zu einer so erhabnen Vorstellung von sich selbst nicht auf, aber der Gedanke, daß es, nachdem es ein Souverän geworden ist, nun auch noch Gott werden soll, gefällt ihm nicht schlecht. In religiöser Beziehung ist es indifferent, hegt jedoch in seinem Herzen noch ein Restchen von Anhänglichkeit an den Glauben, empfindet mitunter eine flüchtige Anwandlung von Bedauern über den Verlust des Glaubens. Ein Mitarbeiter der Wiener Neuen Freien Presse habe diese Geistesverfassung sehr hübsch charakterisiert mit den Worten eines Pariser Bürgers: „Irgend was gibts ja wohl da droben; aber was das ist, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, lohnt doch nicht die Mühe.“ Indem man nicht bloß das Gottesgnadentum der Monarchie sondern überhaupt alles preisgegeben hat, was irgendeiner Institution eine höhere Weihe verleihen könnte, ist, wie namentlich die Wigblätter beweisen, der Sinn für Autorität vollkommen vernichtet worden. Allerdings pflegt der Oppositionsmann, der „auf die andre Seite der Barrikade gelangt“ (Minister oder Kammerpräsident wird), in diesem Punkte seine Ansicht zu ändern, aber wenn er jetzt die Autorität verteidigt, so halten sich seine alten Anhänger die Ohren zu, die ihm mit Andacht lauschten, als er in seinen heroischen Tagen der Autorität den Krieg erklärte.

Von dem Haß der Intellektuellen gegen die Kirche hat Quinet schon 1857 eine nette Probe gegeben mit dem Ausspruch: „Das Papsttum muß man nicht allein widerlegen sondern vertilgen; nicht bloß vertilgen, sondern verächtlich machen; nicht bloß verächtlich machen, sondern nach dem bei den Germanen gegen Unkeusche geübten Brauch im Schmutz ersticken.“ Und heute gesteht Anatole France dem Christentum nicht einmal poetischen Wert mehr zu; er sieht in der Kirche nur noch die große Unterdrückerin des Menschengeschlechts und in ihrer Religion nichts als groben Aberglauben und mechanisch geübte Bräuche; sie habe jede moralische Autorität eingebüßt. Nur noch die Gewohnheit habe sie für sich, und aus der Indifferenz ziehe sie Vorteil. Für die Gedankenlosen „ist die Kirche eine mehr bürgerliche als religiöse Institution, halb Standesamt und halb Konzertsaal, man begeht darin die Hochzeits-, Kindtauf- und Leichenfeierlichkeiten. Die Frauen prunken darin mit ihren Toiletten, und die Bourgeoise, die jüdische nicht ausgenommen, hat ihre Gründe, sie immer noch einigermaßen zu stützen.“

Desdèvisès hat sich Mühe gegeben, die eigentliche Quelle dieser Todfeindschaft zu ergründen, die ihm durch die dargelegten Veründigungen der ultramontanen Partei noch nicht hinlänglich motiviert zu sein schien, und er hat eine instinktive Abneigung gefunden, die sich gar keine Mühe gibt, nach rechtfertigenden Gründen zu suchen. Einen Antiklerikalen, einen gut unterrichteten und liebenswürdiger Mann, fragte er einmal, was ihn veranlasse, den Klerus zu bekämpfen, der ihm doch rein nichts anhaben könne, sodaß es in seiner Lage gar keinen Unterschied mache, ob die Kirche existiere oder nicht existiere. Der Herr wußte nichts zu erwidern als: *c'est ennuyeux de rencontrer ces ensoutanés sur le trottoir*. Und bei einem Bankett in Clermont-Ferrand sprach einmal ein Minister. Die ministerielle Philosophie, bemerkt Desdèvisès etwas spöttisch, *n'avait rien d'inaccessible et ne donnait pas le vertige*. Aber für die meisten der Anwesenden sei sie doch noch zu hoch und zu fein gewesen, und ein Abgeordneter habe zu seinem Nachbar gesagt: „Was soll uns das? So muß man die Sache nicht anfassen. Man muß schreien: Nieder mit den Pfaffen! Das genügt.“ Was sollen wir, faßt Desdèvisès zusammen, aus dieser Übersicht schließen, die uns von Renan bis zu diesem Bankett geführt hat? Genau dasselbe wie aus der des katholischen Frankreich, die mit Lacordaire anfangt und mit dem „Familiensonntag“ endete. Wir sehen auf beiden Seiten eine Gesellschaftsschichtung, die erhabne Geister als Führer, eine aus Mittelmäßigkeiten bestehende Gefolgschaft und einen Sumpf von Gemeinheit, Ubernheit und Gehässigkeit enthält. Es ist das die Struktur jeder menschlichen Gesellschaft, und wenn sie auch die des katholischen wie des antikatholischen Frankreichs ist, so hat man nicht das Recht, eine dieser beiden Gesellschaften zu verurteilen. „Das katholische und das antikatholische Frankreich sind die beiden legitimen Töchter der einen Mutter; sie sind Schwestern; sie gleichen einander Zug für Zug; sie haben dieselben Vorzüge und dieselben Fehler, denselben Geist der

Logik und denselben Ehrgeiz, dieselbe Hochherzigkeit und dieselbe Leidenschaftlichkeit, dieselbe Unfähigkeit, ein Joch zu ertragen, und dasselbe Bedürfnis der Autorität. Denken wir uns statt dieser beiden Hälften unsrer Nation zwei junge Mädchen, die, unter demselben väterlichen Dach, in gleicher Weise einander ähnlich wären und in ihrem Charakter dieselben Widersprüche aufwiesen. Würden sie in Frieden miteinander leben? Wenn es der Fall wäre, so müßten sie sehr freien Geistes sein, und sie würden dann einander innig lieben. Aber wahrscheinlich werden sie im Kriege miteinander leben. Hier liegt die Lösung des Problems. Die beiden Frankreiche bekriegen einander, weil sie nicht wahrhaft frei sind, weil sie einander nicht lieben. Das alle andern Interessen überragende Interesse des Vaterlands aber fordert, daß sie einander lieben und in Eintracht leben. Sehn wir zu, was man getan hat, sie frei zu machen und sie miteinander auszusöhnen.“ Es klingt ein wenig pleonastisch, daß sie einander bekriegen, weil sie einander nicht lieben, und es fehlt die Hervorhebung der Tatsache, daß das Spaltende der Gegensatz zweier Überzeugungen ist, deren jede ihre Gegnerin für verderblich hält, was Grund genug zu erbitterter Feindschaft ist, woneben noch ganz gemeine Instinkte, um von selbstfüchtigen Interessen und klugen Berechnungen zu schweigen, die Feindschaft auch bei solchen entzünden und nähren, die nach Überzeugungen gar nicht fragen. Lebhaft empfundne Überzeugungen machen leicht fanatisch, besonders wenn es sich dabei um die Religion handelt. Der Fanatismus verleiht organisatorische Kraft, und das wirkt nun verhängnisvoll bei den Franzosen, die, wie gesagt, kein Talent zur Selbstregierung haben, darum auch nicht zur Organisation von berufsständischen und sozialen Interessenverbänden, die die natürliche und gesunde Grundlage für die politische Parteibildung abgeben. So fällt denn die inaktive Masse den beiden Fanatismen zur Beute, die allerdings nicht reine Fanatismen bleiben, sondern, zum Teil mit kluger Berechnung, zur Maskierung selbstfüchtiger Interessen benutzt werden. Der zahlreiche Säkular- und Ordensklerus kämpft um seine Macht, seine Ehre, sein Einkommen, zuletzt um seine Existenz, und die Bourgeoisie, die zwar innerlich den Freidenkern näher steht als den Frommen, sich aber doch für eine Weltanschauung an sich schwerlich begeistern würde, schwenkte vom „staaterhaltenden“ Klerus zu den Antiklerikalen ab, als sie bemerkte, daß das Volk in dem entbrannten Kampfe der Kirche kühl gegenüberstand, und es als kluge Taktik erkannte, den Haß und die Eier der Arbeiter von sich auf die Pfaffen und auf die Milliarde der Kongregationen abzulenken. Es wird ihr nicht angenehm gewesen sein, daß der Doktrinarismus der Combisten den Konflikt so radikal gelöst und die Kirche mit Hilfe der verbohrtten Kurie einfach totgeschlagen hat. Denn sie kann nun nicht länger den schwarzen Popanz als den zunächst zu bekämpfenden Feind der Republik, der Freiheit und der Brüderlichkeit vorschieben, sondern muß, nachdem auch die Milliarde vollends zerronnen ist, an die Lösung der bösen sozialen und Finanzfrage gehn. (Desdewises erwähnt dieses Motiv für die Haltung der Bourgeoisie nicht; sollten wir Deutschen uns

irren, wenn wir es als selbstverständlich voraussetzen? Die Abwehr der klerikalen Übergriffe war natürlich eine unabweisable Notwendigkeit für den Staat; hier handelt es sich nur darum, zu erklären, wie daraus ein Kampf auf Tod und Leben geworden ist.) Das alles wird man sich auch bei der folgenden Betrachtung des französischen Gelehrten gegenwärtig halten müssen, die mir übrigens aus der Seele geschrieben ist.

Waldeck-Rousseau hatte in Toulouse gesprochen: „Zwei Jugenden, die weniger ihre soziale Lage scheidet als die Erziehung, die sie empfangen, wachsen auf, ohne einander zu kennen, und können dann, wenn sie sich im Leben begegnen, einander kaum noch verstehn. Die eine wird immer demokratischer und läßt sich von der revolutionären Strömung fortreißen, die andre hat sich mit Lehren vollgesehen, von denen man kaum begreift, wie sie das achtzehnte Jahrhundert überleben konnten. Wie könnte feindlicher Zusammenprall ausbleiben?“ Diese Begründung der antiklerikalen Gesetzgebung, schreibt Desdèvises, wirkt bestechend, und ich selbst scheine sie mit meiner Charakteristik der beiden Frankreiche zu stützen; dennoch lehne ich sie ab. „Die beiden Frankreiche können und sollen in Frieden miteinander leben. Will eins das andre unterdrücken, so ist das eine Ungerechtigkeit, und gelänge es, so wäre das kein Glück. »Ein Glaube, ein Gesetz, ein König«, das ist eine tönende Phrase, allenfalls eine brauchbare Wahlparole, sonst nichts. Der einheitliche Nationalgeist (l'unité morale) ist eine Schimäre. Wenn ihr die Politiker nachlaufen, so büßen sie den Sinn für Recht und Gerechtigkeit und die Achtung vor der Freiheit ein. Er ist ein Phantom, das die ihm Huldigenden gewaltsam bis an Abgründe fortreibt, an die sich ein besonnenes Volk niemals hinanwagen wird. Der zivilisierte Mensch hat das Recht auf Autonomie und volle Gedankenfreiheit. Er will nicht auf Kommando denken, will für recht und gut halten, was nach seinem eignen Urteil recht und gut ist. Diese Freiheit, die nur zu Recht besteht, wenn sich ihrer alle erfreuen, zeugt Parteien. Parteien gibt es bei allen freien Nationen; nur die geknechteten und unwissenden kennen kein Parteileben. Die Parteien sind gesetzlich erlaubt; sie mögen so weit voneinander abweichen, wie sie wollen; sie mögen einander mit Reden, in Büchern und in der Presse bekämpfen; aber das Recht, einander gewaltsam umzubringen, das haben sie nicht. Solange sie die vom Recht gezogenen Grenzen nicht überschreiten, ist ihre Wirksamkeit fürs Vaterland nützlich. Sie regeln die politische Tätigkeit, indem sie für die verschiedenen Bevölkerungsgruppen einigende Schwerpunkte schaffen und die verschiedenen sozialen Massen im Gleichgewichtszustande erhalten. Wenn die Angehörigen aller Parteien die Steuern zahlen, ihrer militärischen Dienstpflicht genügen und die öffentliche Ordnung nicht stören, so ist damit die nationale Einheit hinlänglich gesichert; diese verträgt sich ganz gut mit so viel verschiedenen Meinungen, als der Staat Einwohner zählt.“ Er beleuchtet seine These mit einem hübschen Beispiel. „Ein wirklich freies Land gleicht einem Zinshause, dessen Eigentümer außerhalb wohnt und sich niemals sehn läßt. Dessen Notar zieht den Mietzins ein, ein Architekt

hält das Gebäude imstande, der Hausmeister sorgt für Ordnung, Reinlichkeit und Sicherheit. Im Souterrain und im Hofe arbeiten Handwerker, das Erdgeschoss besteht aus Läden, deren Inhaber im Zwischengeschoss wohnen; den ersten Stock hat eine Gutsbesitzerfamilie inne, die den Winter in Paris zubringt, und die einem Spezialisten einige Zimmer abgelassen hat unter der Bedingung, daß er nur wenige vornehme Kunden annimmt. Im zweiten Stock wohnen ein Advokat und eine Witwe mit ihren Töchtern; im dritten etliche neuvermählte Paare; im vierten Ministerialbeamte und Professoren; noch näher dem Himmel ledige Werkmeister und Studenten. Alle diese in Geburt, sozialer Lage und Denkungsart so verschiedenen Menschen leben in Frieden, weil jeder für sich bleibt, seinem Beruf obliegt und den Nachbar in Ruhe läßt. Sie unterhalten keine Beziehungen zueinander, aber sie grüßen sich, wenn sie einander auf der Treppe begegnen. Nie gibt es Lärm und Zank; stößt einem ein Unglück zu, so äußert man seine hilfereiche Sympathie mit zarter Zurückhaltung. Daneben denke man sich ein andres Haus, dessen Verwalter, ein unangenehmer Mensch, eine Wohnung darin bezieht. Im Hofe, auf der Treppe, trifft man immer entweder ihn oder einen seiner Leute. Er muß alles wissen, was im Hause vorgeht; er will, daß alle seine Mieter dieselben religiösen, moralischen und politischen Ansichten haben wie er. Er hat seine Günstlinge unter ihnen und andre, die er nicht leiden kann; bald begegnet er den Bewohnern hochmütig, bald ist er familiär mit ihnen; er handelt nur nach Launen; heut will er sein Haus säubern, morgen duldet er die ärgsten Unordnungen; er spricht scharf und grob, macht Szenen, steckt alle mit seinen schlechten Manieren an, sodaß jeder den andern bearzwohnt, ausspioniert, haßt, und das Haus eine Hölle wird.“ So sieht ein schlecht regiertes Land aus. Wozu nur zu bemerken wäre, daß die Einwohner eines Landes doch nicht so ganz für sich und ohne Beziehung zum Hausherrn und zum Nachbar leben können wie die Mieter eines Zinshauses. Wenn zum Beispiel der Zins nicht ein für allemal bestimmt und nicht jeder Mieter vom andern völlig unabhängig wäre (bleiben Wohnungen leer stehn, so kriegt eben der Eigentümer keinen Zins), wenn der Zins in solidum aufgebracht werden müßte, sodaß die Mieter ihn unter sich zu repartieren hätten, dann würde es an Differenzen, wie wir sie bei unsern ewigen „Finanzreformen“ erleben, nicht fehlen.

Die Geschichte der kirchenpolitischen und der Schulgesetzgebung der letzten Jahre, die Desdèvises ausführlich erzählt, ist uns allen ja noch in frischer Erinnerung. Nur einige Urteile des Verfassers sollen erwähnt werden. Die Leistungen der Kongregationen findet er bewundernswürdig. Für alle sozialen Bedürfnisse der Zeit haben sie mit ihren Findelhäusern, Krippen, Kleinkinderbewahranstalten, Fortbildungsschulen, Erholungsstätten für junge Arbeiter, gemeinnützigen Vereinen und Genossenschaften, Kranken-, Idioten-, Irren-, Rettungshäusern gesorgt. Die über das ganze Land verbreiteten Schulbrüder (die noch heute im Laienrock als Privatpersonen einen großen Teil des Elementarunterrichts besorgen) haben nicht wenig zur Herstellung der nationalen

Einheit beigetragen: sie haben das Schriftfranzösisch in die entlegensten Dörfer getragen und den Dialekt verdrängt. Sie zuerst haben dem vordem auf Lesen, Schreiben und Rechnen beschränkten Elementarunterricht als neue Fächer das Zeichnen, die Musik und die Unterweisung in den für Ackerbau und Gewerbe notwendigen Kenntnissen beigefügt. Freilich hatte dieser ganzen großartigen und aufopferungsvollen Wirksamkeit ein schlimmer Makel an, derselbe, den er schon an den Wohltaten der Sakramentsgesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts gerügt hat: daß sie nicht uninteressiert war. „Gebet, aber fordert keine Gegengabe, weder für euch noch selbst für Gott. Das Almosen muß wirklich ein Geschenk sein und nicht ein Mittel, den Armen zur Frömmigkeit oder vielmehr zur Heuchelei zu erziehen. Indem die Kirche diese Wahrheit übersah, hat sie beinahe die ganze Frucht ihrer Anstrengungen und Opfer eingebüßt; in den Gemütern der Ungebildeten, der Reichen und Gemeinen haben ihre Wohltaten keine andre Empfindung hinterlassen als Groll über den Zwang zur Lüge. Man darf nicht sagen: gehe in die Messe, und ich werde dir Brot geben. Freilich darf man auch nicht sagen: gehe nicht in die Messe, und ich werde dir ein Amt geben. Beides ist gleich verwerflich und macht den Wohltäter in den Augen des Hilfsbedürftigen verächtlich.“ Ich habe seinerzeit hierzu schon bemerkt, daß das zwar für die Wohltätigkeit gelten mag, soweit sie im Interesse der Kirche geübt wird, daß aber die moderne Charitas von reinen Geschenken nichts wissen sondern durch die Wohltat zu Rechtschaffenheit, Ordnung und Arbeitsamkeit erziehen will, wobei allerdings der Zwang zur Heuchelei nicht so selbstverständlich ist wie bei der Forderung religiöser Übungen, jedoch auch nicht überall und immer ganz ausgeschlossen bleibt. Außerdem ist zu beachten, daß reine Menschenliebe selten und keinesfalls so allgemein zu schweren Opfern begeistert wie der religiöse Enthusiasmus, was man bedauern mag aber vorläufig nicht ändern kann. Wenn man einigen Orden ihre industriellen Erfolge zum Vorwurf gemacht hat, so ist das nach Desdèvises ebenso ungerecht wie der Meid, mit dem die Antisemiten den Juden ihre Gewinne nachrechnen. Daß sich freilich einige Frauenklöster in Zwangsarbeitsanstalten verwandelt haben, die die ihnen anvertrauten Waisenmädchen dazu mißbrauchten, sich an ihnen zu bereichern, müsse entschieden gemißbilligt werden. Der Staat hat eben seine Aufsichtspflicht versäumt, und als er sich „in einem Anfall übler Laune“ seiner Pflicht erinnerte, da vernichtete er die Kongregationen, statt sie unter eine gesetzlich geregelte Aufsicht zu stellen. Das Schicksal der Ordensbrüder und -schwestern hat sich sehr verschieden gestaltet. Viele sind dem Mangel preisgegeben und zudem einer Wohn- und Wirkungsstätte beraubt, in der sie sich glücklich fühlten. Andre haben Kapitalien ins Ausland mit fortgenommen. „In der Schweiz hat die Bundesregierung mit dem Gelde unsrer Mönche die Eisenbahnen angekauft.“

Das Verhalten der Kurie in dieser entscheidenden Periode ist nach Desdèvises von Anfang bis zu Ende eine ununterbrochne Kette unglaublicher Torheiten gewesen. Bekanntlich hat das unverständige Rundschreiben, in dem sich der

Papst über den Besuch Loubets beim König von Italien beschwerte, den ersten Vorwand dargeboten. Hätte man einen solchen nicht gewünscht, meint Desdevises, so hätte man die päpstliche Anmaßung ignorieren können. Man hätte sich dann vielleicht daran erinnert, daß im Jahre 1883 der König Alfons von Spanien in Paris insultiert worden war, weil er aus Berlin kam und bei einer Jagd die Uniform seines ihm vom Kaiser Wilhelm verliehenen Ulanenregiments trug; das sei eine weit ärgere Beleidigung der deutschen Regierung gewesen als die der französischen durch das päpstliche Schreiben zugefügte; trotzdem habe sich der Kaiser damit begnügt, dem spanischen König einen für die Pariser wenig schmeichelhaften Brief zu schreiben. Die klägliche Lage, in die der französische Klerus veretzt worden ist, führt Desdevises ganz richtig auf das Unfehlbarkeitsdogma zurück. Dem Unfehlbaren wagen die französischen Bischöfe nicht zu widersprechen, auch wenn er etwas so Unvernünftiges befiehlt wie den Ungehorsam gegen ein Gesetz, dessen Beobachtung dem Klerus die Existenz und die Fortführung der Seelsorge gesichert haben würde. Die Gewissen würde die Gründung von Kultusgenossenschaften nicht verletzt haben, denn das „Ketzerei“ des Gesetzes besteht nur darin, daß der Papst und die Hierarchie ignoriert werden; aber dieser Ketzerei der Gesetzgeber brauchen sich die Priester, die mit ihren Bischöfen, und die Bischöfe, die mit dem Papste ungehindert verkehren dürfen, nicht mitschuldig zu machen. Als ein wirkliches liberales Trennungsgesetz läßt freilich Desdevises das französische, das den Gottesdienst unter Polizeiaufsicht stellt, nicht gelten. Kein Engländer, kein Amerikaner, hat ein englischer Prälat im *Matin* gesagt, würde ihm diesen Namen zustehen. „Wir Engländer leben unter einem solchen Gesetz; wir machen in unsern Kirchen, was wir wollen, und brauchen darüber keinem Menschen Rechenschaft abzulegen. Trennung vom Staate bedeutet Freiheit, und wir erfreuen uns der Freiheit.“ Die Haltung der armen Priester, von denen sich jetzt ein paar tausend mit Acker-, Garten- und Handwerksarbeit ernähren, beschreibt Desdevises als heroisch. Einer hat ihm gesagt: Wir fühlen uns glücklich in der nun erlangten Unabhängigkeit und sind stolz darauf; niemand kann uns mehr nachsagen, daß wir Priester geworden seien, um in Müßigkeit fett werden zu können. Doch mit solchem Heroismus kann wohl eine junge Kirche, der die Zukunft gehört, begründet und ausgebreitet werden, eine alte morische dagegen, die, hartnäckig an längst verjährten uralten Ansprüchen festhaltend, allen Forderungen der Gegenwart widerspricht, sich nicht gar lange halten: ihr Klerus, der keine Existenz mehr zu bieten vermag, büßt den Zuwachs ein. Soeben lese ich eine Betrachtung des *Temps* über den schon sehr fühlbaren Priesterangel, in dem es heißt: „Wenn die Gewissensfreiheit streng geachtet wird, dann wird die Kirche von Frankreich an Entkräftung eines natürlichen Todes sterben.“ Desdevises hofft, sie werde durch Regeneration diesem Tode entgehn. Er hofft auf eine liberale Kirche, in der die Grundsätze, die jetzt schon von amerikanischen Prälaten verkündigt werden, allgemein zur Geltung gelangen und noch erweitert werden. Und solange wir eine solche katholische

Kirche (deren Möglichkeit bekanntlich nicht bloß von der Mehrzahl der gläubigen Katholiken sondern auch von ihren Gegnern bestritten wird) nicht haben, wollen wir wenigstens Christen bleiben. Denn der unchristliche Geist, führt er in den augenscheinlich von ernster und schmerzlicher Sorge inspirierten Schlüssen aus, ist daran, die Familie zu zerstören und die Vaterlandsliebe zu vernichten. Für die solide Grundlage und Wurzel der europäischen Moralität, die Gottes- und Nächstenliebe, sei die Solidarität, die man jetzt anpreise (in Deutschland ist mehr die Phrase von der biologischen Anpassung Mode), kein Ersatz; die Solidarität sei eine Tatsache, aber keine Tugend, keine Gesinnung.

Frankreich ist das einzige Land, dessen Regierung einmal offen und ein zweitesmal unter dem Schein der Freigabe der Religion auf die Vernichtung der Religion ausgegangen ist. In Deutschland bemühen sich die Regierungen, zum Teil mit zweifelhaftem Erfolg und zum Teil mit offenkundigem Mißerfolg, dem Volke die Religion zu erhalten. Am kräftigsten gedeiht diese in den angelsächsischen Staaten, wo, nachdem man mit der früher üblichen Praxis der Unterdrückung der Dissidenten völlig gebrochen hat, alle Kirchen, Sekten und Meinungen wirkliche Freiheit genießen. Ein sehr anziehendes Bild von dem religiösen Leben in Kanada entwirft (im Märzheft der Deutschen Revue) der Monsignore Graf Bay von Baya. Keine weltliche Macht zwingt oder treibt dort die Leute in die Kirche oder zum Religionsunterricht, aber die Behörden, die Brotherrschaften, die Bahngesellschaften sehen ein, wie wichtig die Pflege des religiösen Lebens den Besiedlern des ungeheuern Landes ist, und erleichtern nach Möglichkeit den Besuch der von den Wohnstätten meist weit entfernten Kirchen. (Nebenbei bemerkt, ist er entzückt von der leiblichen und moralischen Gesundheit, der Zufriedenheit und dem Glück dieser agrarischen Bevölkerung, mit der das verzehrende Dollarfieber, die Konkurrenzhege, die innere Leere der Wohlhabenden und die tiefe Entwürdigung vieler Lohnarbeiter in den Geschäftszentren und in manchen Fabrik- und Grubendistrikten der Vereinigten Staaten auffällig kontrastiere.)



## Die älteste Kunst der Germanen

Von Karl Vöhring



Es gibt drei Arten von Geschichtsbetrachtung: die spiritualistische, die geistige und sittliche Kräfte und Gesetze zur Grundlage der Erkenntnis nimmt, die materialistische, die alle weltgeschichtlichen Vorgänge aus dem Milieu der Völker, aus ihrer wirtschaftlichen und sozialen Lage erklären will, und als die neueste Art der Betrachtung: die anthropologische, die die Ursache der Geisteskräfte und des Milieus in der Rasseigentümlichkeit sucht und deshalb diese als Ausgangspunkt ihrer Folgerungen und Schlüsse benützt. Gewiß wird keine dieser Theorien